

Zum Jahrestag

Von Rudolph Strauß

„Wir sind bereit, die Hand zum Frieden zu bieten, denn unsere Stärke macht uns nicht taub gegen unsere Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volk und vor den Menschen.“ Vor einem Jahr war's. Am 12. Dezember 1916. Im Reichstagsaal zu Berlin. Die Reichsboten sahen nicht. Sie umbrängten die Tribüne in einem Halbmond von Bürgerkleid und Feldgrau. Stumme, gesunkene Gesichter überhöhten sich handtief auf den Galerien. Es hätte der lautstarksten Stimme nicht bedurft, mit der, vor der Mauer der Minister und Staatssekretäre des kaiserlichen Reichs der Welt, der Kanzler dieses Reichs schloß: „Wenn trotz dieses Anerbietens zum Frieden und zur Verhinderung der Kampf fortbauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihm bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen aber freierlich jede Verantwortung vor der Menschheit und vor Gott ab.“ Die wichtigsten Worte hallten durch den Saal. Hallten in Deutschland in jede Hütte und in jedes Herz. Hallten als eines der größten Ergebnisse der Menschheit zu unsern, vom gleichen Geist erfüllten Verbündeten, zu den bang hochenden und hoffenden Neutralen. Hallten hinüber zum Feind.

Gauden sie dort ein Ohr? Ja. Ein Widerhall kam. Aber es war ein Echo aus der Unterwelt der Menschheit. Man glaubte, das Heulen der apokalyptischen Reiter zu hören, das Heulen eines Schiffs, eines Chors von Beseffenen. „Ein verzweifelter Versuch Deutschlands, der Bestrafung auszuweichen!“ zeternten die Zeitungsstuden durch Londons Gassen. „Der Dumbus des Berliner Delaverges.“ „Greifbarer Betrug.“ „Deutschland, der bewaffnete Eindringling.“ „Ein Friede mit einer Nation von Elgen und Mördern ist nicht die Tinte wert.“ „Deutschland will den Untergang der Welt!“ antwortete von den Pariser Boulevards das Gebrüll der Camelots. „Wer der Entente von Frieden spricht, ruft in die Wüste!“ verurteilten deutsche Köpfe aus Rom und Mailand. „Krieg! Krieg bis ans Ende!“ Und über Meer geisterte es aus Kanada: „Kein Friede, solange die Dohensollen in Berlin ihren Sitz haben!“ Das war die Tinte. Das war die Trübsalssprache. Das war die Sprache. Aber die Verantwortung dieser Erde, deren Wort zur Tat wird? Die Sprache der feindlichen Welt? „Es ist nicht der Zeitpunkt für den Frieden“, verkündete Lord George in Unterhaus, „solange Deutschland Entschuldigungen dieser Art für seine handgreiflichen Verbrechen vorträgt.“ „Deutschlands Schrei nach dem Frieden ist ein Schrei der Schwäche!“ trompetete in der Pariser Zeitungslinier sein Antagonist Aristide Briand. „Die letzte Antwort auf diese Herausforderung ist der Sieg!“

Das war vor einem Jahr. Und jetzt? Wenn die Toten auferstehen könnten, die seitdem dem blinden Blutdurst der Massenmörder am Seine, Oberrhein und Tiber zum Opfer fielen, wenn die Strafen reden könnten, deren Schutt vor einem Jahr noch blühende Städte und Dörfer waren — es wäre die Donnerprache der Weltgeschichte selber: Der Sieg ist da, wo die stützende Kraft ist! bei Deutschland und seinen Verbündeten! „Gute Erzählung haben mit dieser Rede“, so brachete der Feldmarschall von Hindenburg gleich nach dem Friedensangebot an den Reichskanzler, „eine tiefe fittliche Krastäußerung unseres Volkes eingeleitet.“ Der große Meister sprach uns da aus der Seele, wie er uns sonst aus der Seele handelt. Er sagte, daß diese fittliche Krastäußerung erst eingeleitet sei. Er dachte, daß sie weiter wirken würde, zu unserer Heil und zum Glück unserer Feinde, die eben mit ihrer frechen Verhöhnung deutscher Friedensliebe jedem, aber auch jedem in Deutschland die Ueberzeugung einbrachten, daß Deutschland für sein Dasein und seine Ehre kämpft. Das ist die Lebensluft, die der harte teutonische Braut! Im gekühlten Bewußtsein seiner gerechten Sache, der Reinheit seines Willens und Willens schwang Deutschland sein Schwert in neuer, lurchender Macht. Comme und Mer, Maas und Siegfriedsloos wissen von unüberwindlichem deutschem Heldentum zu sagen, die Wogen wissen es, aus denen in allen Meeren als dräuende Riesenschiffe die Schiffe und Mächte versenkter Dampfer ragen, die Mächte des Ozeans wissen es, wo der Ansturm der Verbündeten Wellen reinfegte, wo auf dem Schwarzhaupt-

haus in Riga die deutsche Fahne weht, von den Inseln Ostlands deutsche Kanonenschüsse die Ozean beherrschen.

Am schwersten und schmerzhaftesten aber erfuhr es der Judea des Südens, das Volk der betrogenen Verträge, erfuhr es Italien, daß man mit Treubruch, Verrat und Niedertracht war unbedingt den Beifall Englands, aber eben darum nicht die gnädige Hilfe jener höheren Mächte erwirbt, die über dem Streit der Menschen, nach ewigen Gesetzen walten. Wer diese Gesetze der Menschlichkeit nicht im Herzen trägt, zerfällt an ihnen. Das war, zwischen Dolomiten und Lagunen, die Straße des Landes der heiligen Selbsthuld in der ungeschickten Niederlage dieses ungeheuren Krieges. Und Deutschen scheint dieses Licht von oben. Gottes Gnade sandte und in diesem Jahr nach der Ablehnung des Friedensangebots eine geeignete Erde und machte auch so die Anschläge unserer Feinde zunichte. Dies Jahr enthält uns auch wohlwärtig unseren festen und heiligen Feind. Es zeigte uns Willens und Willens. Der ungeheuren Granatenflut der Vereinigten Staaten war die durchlöcherter Friedensmangel ab. Der Anblick seiner kreisförmigen Blöße furcht uns nicht. Wir fühlen uns, gleich dem Wenern Sieg, unüberwindlich gepanzt durch das Bewußtsein, daß wir liegen, weil wir Krieg führen, und daß wir Krieg führen, weil der Feind keinen Frieden wollte.

Lange Zeit hieß es, sei die ganze feindliche Welt unbeherrschbar eilig in dem Londoner Schlachtfeld: „Krieg dem Frieden“, da leuchteten, in diesem Jahr neue Zeichen im Osten auf. Der Hand, deren Feder den Beginn zur russischen Mobilisierung und damit des furchtbaren Menschenmordes aller Seiten unterzeichnete, entfaltete das Schwert. Durch die vielstimmigen streitenden, braune, russische Erde, durch die bewaldeten Wälder, durch die 100 Millionen zwischen der Ruma und der chinesischen Mauer ging ein Erwachen der Erkenntnis, wofür sie seit drei Jahren durch Meere von Blut wider den feindlichen aller Nachbarn in den Massen getötet wurden. Eine Hand streckte sich von dort den Menschen entgegen. Zum ersten Male seit unserem Friedensangebot ist aus fremdem Mund das Wort Frieden. Unser Herz soll warm sein, unser Kopf kalt! Ein heißes Herz für Deutschland und was mit Deutschland ist! Kälter Kopf für alle anderen Dinge dieser Erde! Und doch hallt uns jetzt, kurz vor der Weihnachtszeit, dies „Friede auf Erden!“ ins Ohr wie ein laun mehr geahnter Klang. Wenn dieser Klang wenigstens zunächst gegen Osten hin, zur Erfüllung anschwellen sollte, dann wies auch darin Deutschland der Welt den Weg! Sein Friedensangebot vor einem Jahr war die Tat höchster stiller Kraft und höchster, irdischer Stärke in einem. Es war ein unerreichtes Vorbild für die streitenden und leidenden Völker. Wohl dem Volk, das als erstes diesem Vorbild folgt.

Der Kampf mit den Tanks

In Fontaine Notre Dame war's, am 23. November, um die Mittagsstunde. Eben noch hatte das Dörfchen unter dem roten Granatfeuer gelitten, Häuser sind wie Menschen zusammengebrochen, Plastersteine sind wie Meisel durch die Luft geflogen, nun hat ein plötzlicher Ausbruch der Feuertelle über den unglücklichen Ort hinausgeschoben und die Qualmhaube über den Trümmern hängt an sich zu locken. Aus einem Kellerloch an der Hauptstraße kriecht ein schlesischer Ausreiter. Er knifflert zuckend, ob nicht das in der Luft ist, dann klopft er die Mäse in die Hände und hält Umschau. Mein Gott, wie sieht die Straße aus! Das Haus mit dem zerfallenen Dach ist noch am besten weggekommen. Sonst nichts wie nackte Giebel, qualmende Schutthaufen, Balken und Sparren wild durcheinander, oben am Dorfausgang liegen noch die braunen Stränge das sind schottische Leichen, von der hochländer-Brigade, die sich gestern so tapfer geschlagen hat, aber die Schiefer haben sie mit blankem Bolzknüttel aus dem Dorf herausgeworfen. Ein altes Weiblein ringt die Hände vor dem, was vorgefallen ihr liebes Haus war. Fünfzig Jahre hat sie da mit ihrem Mann gewohnt, jedes Ohr und jedes Weibchen vom Lohn fahrer abgepflegt, im ganzen Dorf sammelten die Leuten, sie wollen lieber von den englischen Granaten getroffen werden, als die Heimstätte verlassen. Da sie überhaupt gemerkt haben, daß gestern

Schotten in Dorf waren und heute die Schiefer? Das Gendarm kennt nur einen Feind.

Allmählich kommen die Ausreiter überall wie die Mäse nach dem Dörfchen aus den heiligen Wäldern kriechen. Kommt Tommy schon? Borm Tort hat man Schützen, aber das ist noch tausend Schritt weg. Das Bataillon hat Befehl, das Dorf zu halten. Da sie mit Tanks kommen? — Das Dorf, von einem ausgebrochen, läuft von Gasse zu Gasse. Es ist unheimlich, wie wenn ein Mörder einer den Teller dem Namen nennt. Der drei Tagen, der dem großen Einbruch, half der Engländer drei-hundert Tanks (am anderen Toriente heißt's schon fünf-hundert!) aufzuziehen. Die Ausreiter sollen heute (schon!) über das Hindernis, so ein schlesischer Ausreiter zum Beispiel, der sich in den Weg stellt, wird sicher überleben wie ein Kugelhieb von der Kampfwelle. Was kann da ein armer Soldat anders tun als ausweichen? Gerüst, der Herr Leutnant hat gesagt, die Stahlgitter gingen durch die Tankerplatten durch, und soll immer nur feile Dampfgasen auf den Anblick schmeißen, dann müßte der Tank stehen bleiben und Feuer fangen. Junge, wenn er aber nun nicht stehenbleibt? Inzwischen ist der Infanterie-kampf an der ganzen Linie entbrannt. So ein Ausreiter an der Barrikade ficht einer auf einen verschossenen Tackel und auf in die Dämlichkeit. Rechts über dem Wald von Kurlen bis hinunter an den Schelde-Kanal schwimmt ein Raucher ab, feurige Brandgranaten suden dazwischen. Junge! Da geh unsere Referezen vor, in lichte Schützengräben aus-schüttern, unterlassen sie das Krillierfeuer. Ein englischer Pflieger fliegt zwischen: Rechte hoch über ihre Köpfe und wirft eine Leuchtbombe nach der anderen, damit die englische Artillerie anmessen kann. So ein treuer Bursch! Hurra, da haben deutsche Kampflieger herab wie Dackel auf das Dörfchen, der Engländer schwimmt, eine Flamme, auf, und was ist er. Die Schiefer werden flammen vor, und wenn sie nicht die gestrichelten Dampfgasen warf, so in der Hand hätten. Sichtlich schreit: Die Tanks! Wo? Wo? — Aber — wo? — a Berg zu — fichte nee? — Wahrhaftig, da kriecht eine weiche Schlang auf die Höhe von Kurlen, und wie ein schwarzer Schiffschumpf aus dem Nebel auf hoher See, wird hier und dort ein finkendes Unglück sichtbar. Da werden sie die alten, abgeschliffenen Kriger umhüllt. „Da! Da! Das ist ein Bischer! Jekes, da mein Gott!“ Die kommen ja nicht zu uns, meinen die Besonnenen, die wollen und was in die Hände. Schon schwimmt auf Höhe des Bataillons die Seidelformation: an dem bedrohten rechten Hügel aus.

Alles darzt wieder die Hauptstraße hinunter. An der müssen die Tanks ankommen, wenn sie ins Dorf hineinwollen. An der Barrikade fahren plötzlich acht Arme zu gleich hoch. Keiner schreit, der Atem ist wie abgeschüttelt. Tanks, da vorne! Jetzt kommen sie auf uns zu! Fichtend! wird geschrien. Schief, flüchtet einer. „Ach! — nein! — nicht, sammelt ein anderer mit fixierten Augen. „Nein! — sammelt immer neu.“ Sie müssen die vordere Stellung überrennen haben. Die Schiefer denken sich, denn deutsche Granaten laufen knapp über ihre Köpfe. Hurra! einer ist getroffen, noch einer, wieder einer. Aber die anderen kommen näher, unaufhaltsam, schon hört man das furchtbare Geknall und Geknall, schon schneit die Schiefer den schließlichen Schluß des unglücklichen Dörfchens, den die Völker vernichtet ausfallen. Der vordere Tank kriecht wie toll, er spuckt rote Hitze. Die Ausreiter an der Barrikade haben erkannt wie der Wurm, der seinen Fuß in die Granatbatterie bröckelt hat und nun dem anlaufenden Schwallen entgegensteht. Jetzt ist der erste Tank so dicht heran, daß man sich schon zermalmt und zu drei geknallt sieht. Da reihen die Schiefer (Ausreiter) aus und hängen sich in die Gasse und Seitengassen. Ein Augenblick wimmelt das Dorf wie ein Ameisenhaufen, in den ein Riesenschiff getreten ist, bis jeder sein Loch gefunden hat, dann ist alles wie aufgehoben. Die Tanks fahren ein. Es gibt Augenblicke, mitten in der größten Schlacht, wo gleichsam wie ein schützender Sonnenschirm durch feuriges Gewittergewölke, der Humor hervorbricht. Ein Scherz spritzt von Weiser Lippe und mit einem Mal werden die Herzen warm und, Aufklärung mit dem Tod, ist den guten Schützen so wohl, als ginge auf die Festwiese. So ein sonntäglich Augenblick hat jetzt mitten in die Scherven von Fontaine. Ja das nicht lustig, wie die dummen Ausreiter über die Hauptstraße wagen, wo kein lebendiger Schiefer mehr ist? Sie fahren vor, sie fahren zurück. Sie laufen höher, vor lauter Wut, weil sie kein Opfer finden. Dabei freiden sie die Robre der kleinen Kanonen vor-Schnee-fächer vor und schiefen, als wenn ihnen aus Keden ginge, aber immer zu hoch. Und so geht's, klapp und flapp, strach und strach, wie der Heilung am Karneval. Die Schiefer lachen aus den Kesseln. Allmählich werden sie fähig und scheiden sich in den Schützengassen vor. Sobald ein Ausreiter seine Schutze um die Strahende ficht, preisen ihm die Stahlgitter aus den Wägen. „Junge!“, sagt einer von den Schiefer, „wo heißt denn der Tommy?“ — Bistlich, Tommy scheint seine Tanks verloren zu haben, ein Engländer wagt sich ins Dorf. Aber ist das nicht verächtlich, daß die furchtbaren Ausreiter hin und her

mit der Hauptstraße fahren, sind sie blind oder haben sie — ja, haben sie etwa Angst vor uns? In dem Busch der Ausreiter sitzen doch auch bloß Menschen von Fleisch und Blut.

Sie war einer jener bedeutungslosen Augenblicke gekommen, wo die Generale und Kanonen nicht mehr zu sagen haben, wo allein das Kanonenfeuer entscheidet. Da gilt das Wort, daß die Kampfgasse des Weltkriegs machen. Wären die Schiefer (was immer ihnen abgenommen hätte), nachdem die Stahlgitter verlegt, der dem ausfallenden Kampf zurückge-schoben, das Dorf wäre verloren gegangen. So aber, weil die lebendigen und toterachtenden Männer sich ein Dorf haben und den Ausreiter auf den Leis-rücken, blieb Fontaine sicher, und die Stadt Cam-bray war nicht mehr bedroht. Das kam so: Durch (einmal 15, 2) Mann die Seitenstraße vor, die einen feint, die anderen trauern im Stolz und, sobald der Tank die Gasse kreuzt, brast ihm auf hundert Schritt ein wahrer Hagel von Granaten in die Flanke. Was das wieder nicht hält, schlenken sich ein paar ganz kleine in die Dämlichkeit an der Donutstraße schloß, lauren dem vorübergehenden Tank auf und zielen flüchtig auf die Blößen des Ausreiter, in die Panzer der Kanonen, in das Radloch, in die Rippen der Trieb-lette und, wo immer ein Ausfall offen ist. Tank scheint dem buren Ausreiter auf die Kieren an gehen. Wo er hinwacht, steht ein Schiefer und reißt das Gewehr an die Backe. Gucke da, es bricht her. Der Tank will wenden. „Stijn bleiben“, ruft einer der Tapferen, „wen's nabe kommt, kriegt e a Ding“, und er umknipst das „Ding“, nämlich die Hand-granne leiter. „Er wird schon von alleine kommen“, ruft ein anderer, und bringt ein wenig zur Zeit. Die übrigen schreien einen Krach um das jähgekehrte Ausreiter, und nun fliegen von allen Seiten die Dampfgasen auf den lauchenden und flammenden Reiten, bis er voll schreit. „Er müssen vordringen“, schreit laut ein Gruppenführer, „jetzt mit einem Tigerkop unter dem Feuergraben des zu hell werdenden Maschinenwagens durch bis auf Armelänge an den Tank heran und profitiert eine Dampfgasse gewandt unter dem Busch des Unglücks. Eine Scherbe, dann schlägt eine Flamme heraus — hurra! Der Tank brennt...“

Am Abend des 23. November lagen in und um das Dorf Fontaine-Notre Dame 30 englische Tanks durch das deutsche Granatenfeuer oder durch die heldenmütigen Schiefer und Bischer vernichtet, am Boden. Der letzte der Tanks, in der Tankfelleit gefahren, ergab sich. Sein eng-lischer Infanterist wurde ins Dorf geschickt.

Mahnworte

Als der von den Erblischen und Mischchen Deutschlands verfasste Brief an den letzten Sonntag von den Kankeln verlesen wurde, merkte man an der Spannung der Zuhörer, daß die Ausführungen mit großem Interesse entgegen-genommen wurden; es war ein Volkstreff. Schon die äußere Form der Darlegung bot etwas Fesselndes, Durendendes; es sind nicht die langwierigen, schwerfälligen Perioden des alten Kurialstils; in markanter Klarheit stehen die Sätze da; in meisterhaftem Aufbau, mit rhetorischer Kraft sind sie zusammengefasst. In Bildern, wie sie in der Volkssprache leben und auch dem Gebildeten erquickend sind. Was uns aber weit mehr interessiert, das ist der Inhalt der Rede, die mit überzeugender Macht, mit fähigster Gewalt auf uns einströmt.

Wie die feldgrünen Divisionen in geschlossenem Schritt mit festem Tritt marschieren, so marschieren hier die Gedanken der fähigen Weltanschauung auf. Es sind klare, kräftige Worte, die männlicher Ueberzeugungsart, ungeschminkter Offenheit und Geradheit, aber auch goldene Worte verborgener Weisheit und Liebe gegen Andersdenkende; es sind Worte fähigen Maßhaltens, in denen das ganze Wehe und die väterliche Sorge der Völkchen um das schwergeprüfte Volk in ergreifenden Affekten mitschwingt; es sind scharfe Mahnrufe zur Pflicht, sorgende Warnungen vor der Gefahr und aufmunternde Weisungen zum Göttervertrauen. Es sind weltbewegende Fragen, die hier in fremdbewegter Zeit vor unseren Augen entrollt werden. Die Völkchen wollen für die großen Aufgaben der Friedenszeit Rüstungen geben, sie wollen das Programm aufstellen für die Arbeit der unter ganz neuen Verhältnissen aufwachsenden Generation.

Der große Programmpunkt ist Christi majestätischer Befehl: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist.“ Mit Entschiedenheit wird betont, daß in der neuen Zeit unser Gott der alte ist, der Gott des Glaubens, der Offenbarung, nicht der Gott der modernen Philosophie und Ethik, die sich hier und da betastet, vom „lieben Gott“ zu reden. Es ist der

Brandkister

Roman von Heinrich Tiedke

(H. Tiedke.) (Schluß folgt.)

Der Fuhrmann schüttelte bestig den Kopf. „Doch der Teufel, ich habe gerade genug von dem Wetter. Und außerdem — Herr Wendarm, ich bin gerade kein Dasein, das wissen Sie. Doch froh war ich, als Sie kamen und ich nicht mehr allein mit dem Toten war. Und jetzt wollen Sie mich wieder mit ihm allein lassen? Das ist ich nicht. Wissen Sie was? Ich schwann die Riese aus und reite mit ihr ins Dorf. Dort sag ich dem Bürgermeister, was geschehen ist. Der kann dann gerade so gut mit dem Amt in der Stadt sprechen wie Sie. Ich bringe Ihnen dann Brand, den Sollebedienten, mit.“

„Mein Vorgesetzter ist besser, Vertrams.“ „Herr Teufel, mein Vorgesetzter. Ich tue aber nicht. Es kann, glaube ich, niemand mich zwingen, hier auf der Landstraße mit meinen Pferden liegen zu bleiben, weil ich zufällig die Leiche gefunden hab.“

„Nun und gut, Vertrams, Sie fürchten sich,“ lachte der Wendarm. „Ich kenne Sie heute von einer ganz neuen Seite kennen.“

„Ich fürchte mich nicht, denn ich weiß genau, daß ein toter Mensch einem Lebenden nichts tun kann. Aber — ich meine es ist schon besser, wenn Sie hier auf dem Tatort bleiben.“

„Na, mein Vorgesetzter, denn. Beziehen Sie sich aber. Denn auch mir ist der Aufenthalt hier in der wüsten Nacht kein sonderliches Vergnügen. Hoffentlich kommt die Kommission nach heute Abend heraus.“

Mit hastigen Schritten schaute inzwischen der Fuhrmann eines seiner Pferde aus, schloß sich hinaus und trabte in die Nacht hinaus. Der Wendarm wachte sich fester in seinen Mantel, band sein Pferd an einen Baum und begann in Sturm und Regen langsam auf und ab zu wandern.

Von einer fernen Dackende schlug langsam die neunte Stunde. Der Sturm und der Regen-

schwall nahm immer noch mehr zu. Es war eine furchtbare Nacht. Doch unheimlich um die But der Elemente, unheimlich von dem Grauen der Einsamkeit in Gesellschaft des Toten auf nächtlich finsterner Landstraße, wo der Sturm heulte und blüß und die Bäume schauerlich ächzten, als würden sie von Einselen geschüttelt über eine grausige Tat, deren Zeuge sie waren — völlig unerfährter von all diesen Eindrücken der Stunde ging der Beamte mit langsamen, festen Schritten auf und ab, ohne auch nur einen Seitenblick auf die Stelle zu werfen, wo im Haderfeld der Laterne fahnen der Weisenstein stand.

Es war beinahe eine Stunde vergangen, als vom Torke der Fußschall erklang. Es war der Fuhrmann Vertrams und der Bürgermeister von Dackende.

An Orte wieder angelangt, sprangen beide von den Pferden, und während Vertrams schweigend das eine wieder vor den Wagen spannte, begrüßte der alte Christian Weisbach, der biedere Bauer und Dorfbürgermeister, seinen Freund Neuter mit einem betten Handdruck.

„Nun, was ist denn los? Ein Wort auf unserm Bann?“

„Na, es scheint wenigstens so. Jedenfalls liegt hier ein toter Mensch. Und wenn auch von einer Wunde nichts zu sehen ist, so liegt doch die Vermutung, daß der keines natürlichen Todes gestorben ist, sehr nahe. Haben Sie mit dem Amt gesprochen?“

„Ganz. Ich habe telefonisch mit Staats-anwalt Wiedemann gesprochen. Er kommt nach heute Abend mit dem Untersuchungsrichter und dem Gerichtsarzt heraus, damit der Toten noch vor Nacht fortgeschafft werden kann. Und weil doch noch nahe bei dem Tatort liegt, die Stadt aber mehr als zwei Stunden davon entfernt ist, soll der Toten vorläufig nach Dackende geschickt werden. Der Sollebedienter Sahn und einer meiner Anwälte werden nachher, wenn es soweit ist, mit einem Wagen kommen.“

„Hoh' mir's gedacht, daß die Herren noch in dieser Nacht kommen.“ brummte der Wendarm. „Ja, kann ich mich noch auf eine schöne Geulds-

probe gefast machen. Zwei Stunden dauert es mindestens, ehe die Kommission hier sein kann.“

„Das glaube ich auch. Und weiß ich daran, daß Sie während dieser Zeit hier bleiben müssen, habe ich mich aus aller Freundschaft entschlossen, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Und zu größerer Annehmlichkeit habe ich einen guten Kinnel und ein paar gute Zigaretten mitgebracht.“

„Dolla, Herr Bürgermeister, das nehme ich einen vernünftigen Einfall!“ rief der Wendarm, ausnehmend sehr angenehm berührt. „Da wollen wir gleich eine Probe machen. Und dem Vertrams danken Sie auch eine Zigarette stiften.“

Der Fuhrmann hatte inzwischen sein Pferd angeführt und war eben im Begriffe, auf den Bod zu klettern. Er nahm jedoch die Zigarette nicht an, sondern schloß die Flasche mit brummigen Tank an, wuschelte dann den betten Männern einen angenehmen Abend und verschwand mit seinem Fuhrwerk in der Finsternis.

Es schlug gerade Mitternacht, als der Wagen mit der Leiche des Unbekannten den Platz verließ. Ausleich sauste das Automobil mit der Gerichts-kommission nach der Stadt zurück.

Da derselben Zeit wachte sich in einem elenden Hause im äußersten Ende des Dorfes Dackende ein ruhiger Mann schlaflos in seinem Bette herum. Mit weit aufgerissenen Augen harrete er in das Dunkel hinein, das ihn umgab. Doch er gab nichts anderes als Biffen — Gek-schne — klau und braune. Und ein fahles, von Regen überflutetes, von dunklen, langen, düsteren, weichen Gesicht. Und als er endlich, gegen Morgen, einschlief, da lagte er unter schweren, bräunlichen Träumen. Er träumte von einem großen, schlanen Menschen mit krausigen Gesichtszügen, der mit seinen weißen Händen unaufhaltsam Gesichtsbild unterbreitete. Seine Augen waren fest geschlossen und sein Gesicht war wie das eines Toten. Und all die Gesichtsbild, die er von sich warf, die hielten sich auf der Brust des schlafenden Mannes. In Bergen hün-

ten sie sich, so daß der darunter liegende Schier erstickt mußte.

Bis er mit einem rauhen Aufschrei in die Höhe fuhr und ganz verflört unbeherrschte. Am Lichte sah sein Weib, hatte den Kopf auf die Dämme gestützt, als wenn sie schlief. Nun ließ sie die Dämme sinken, wachte den Kopf und blähte ihn aus ver-gränzt Augen an.

„Dast wohl wieder maßlos getrunken gestern, daß du so rumorkst in deinem Bett!“ sprach das Frau mit einem zornigen Blick auf ihren Mann. Sie schlen nach mehr sagen zu wollen, doch mit einem Aufschrei wandte sie sich wieder um. Es sahien ihr alles gleichgültig zu sein. Dennoch war sie eine noch ziemlich junge Frau, durchaus nicht häßlich, sondern nur verelendet und durch Not zermürbt.

„Dast ich rumorkt?“ murmelte der Fuhrmann und strich mit der Hand über die schauernde Stirn. „Kann schon sein. Kann aber diesmal nicht vom Saufen. Dast gestern schwer gearbeitet in der Stadt und schönes Geld verdient. Wollst du was?“

Die Frau erhob sich und trat mit müden Schritten an das Bett. Dast neugierig und dast misstrauisch blähte sie auf ihren Mann. Der griff in die Tasche seiner Dose, die vor dem Bette auf einem Stuhle lag und zog einen Leinwandbeutel hervor.

„Nun, was darinnen ist. Ich habe noch mehr.“

Die Frau drehte den Beutel herum, doch es fiel nur etwas kleine Münze heraus. Da ließ sie ein Lachen aus.

„Nach die Augen auf, es muß ein hübsig-marchen drinnen stecken“, murmelte sie und drückte das Gesicht gegen die Wand.

Die Frau griff in den Beutel hinein und zog wirklich den Schein hervor. Ein paar Selbsten lang harrete sie darauf, als könne sie es nicht lassen.

„Und das Gold — es gehört dir?“ rief sie mit einem Blick auf ihren Mann.

Gottsehung folgt.)

Das Original.
Schmidt, Versteigerungsversteigerer

Most-Versteigerung
zu Hallgarten i. Rheingeb.

Donnerstag, den 13. Dezember, namittags 1 Uhr, versteigert der Unterzeichnete seinen „Wingerhaus“ einen Teil seiner

1917er Weinkreszenz,
bestehend aus 54 Nummern (Einz. und Halbf.)
Hallgartener Naturmoske.

Probetag am 6. Dezember, sowie am Tage der Versteigerung. Wir laden zu dieser Versteigerung die geehrte Jugendwelt hierdurch höflich ein.

Der Vorstand des
Hallgartener Winger Vereins G. G. m. u.

Vergrößerungen

nach jed. klein. Bilde oder aus jed. Gruppenbild
auch von Zivil in Feldgrau werden billigst
geführt. Emaillebilder i. Broschen usw.
Bestes Festgeschenk — Bleibende Erinnerung

Frieda Simonsen, Rheinstr. 56.

